

# ZURÜCK AUF STADT

TEXT: INES ZÖTTL

Was wäre die britische Wirtschaft ohne die Londoner City? Besser dran, meinen viele im Land und sehnen sich nach einer Reindustrialisierung.

Doch die Erkenntnis wächst: Ohne die Finanzbranche geht es auch nicht

*Historische Bauten wie Tower oder Buckingham Palace ziehen Touristen aus aller Welt nach London. Doch das Geld stiehlt der Geschichte die Schau: Erst eroberten die Hochhäuser der Finanzbranche die City, dann die Docklands, das einstige Hafengebiet im Osten der Metropole*

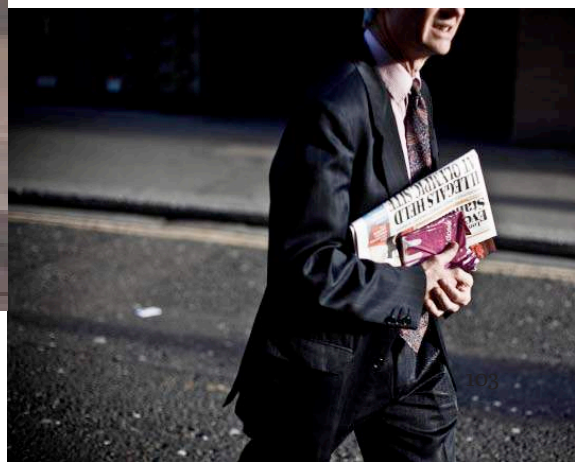


Julian Degby/Getty Stock



Simon Roberts/Getty Stock, Francesco Sclittano/LUZphoto/fotogloria

*Warnhinweis: Börsenkurse können abstürzen – Banker auch. Die Investmenthäuser in London haben in der Finanzkrise massenhaft Leute auf die Straße gesetzt. Inzwischen geht es mit der Branche langsam wieder aufwärts*



## Wenn der Schmuckverkäufer Frank den Kopf ein Stück nach links dreht, blickt er direkt ins Reich des Bösen. Da draußen sitzen sie, die Banker, die Großbritanniens Wirtschaft die schlimmste Rezession seit Jahrzehnten eingebrockt haben.

Die Mittagszeit ist schon vorbei, aber im feinen Grand Café herrscht reger Betrieb. Es liegt in der von Säulen gesäumten Halle der Royal Exchange, umgeben von teuren Geschäften wie dem von Franks Arbeitgeber. Hier wurde vor fast 500 Jahren der Grundstein für den Finanzdistrikt gelegt, für die erste Börse Londons. Heute wird unter der Lichtkuppel nicht mehr mit Aktien gehandelt, sondern mit Schmuck, Designerklamotten und handgefertigten Schuhen. „Luxury shopping“ steht groß am Portal, vielleicht als Warnung an die Touristen in Shorts und Sneakers, die auf den Stufen vor dem Portikus erschöpft ihre Stadtpläne wälzen.

Im Grand Café ist man unter sich. An den Bistrotischen sitzen viele Anzugträger und ein paar Kostümtägerinnen. Ihre schwarzen Aktentaschen haben sie an den Stuhl gelehnt, auf dem Tisch liegt das Smartphone. Man luncht ausführlich – und nutzt die Zeit zur Anbahnung von Geschäften und Karrieren.

„Das sind Diebe“, sagt Frank und streckt den Arm anklagend in Richtung Glasfront. Seinen Nachnamen will er nicht nennen. Während

draußen Geschirr klappert, herrscht im Schmuckladen vornehme Ruhe. Frank ist allein. Der Juwelier ist ein älterer, distinguiertes Herr, auch er trägt den obligatorischen dunklen Anzug der City. Doch mit den Bankern will er sich nicht gemeinmachen. Nein, Großbritannien habe der Finanzbranche nichts zu verdanken, empört er sich, heute so wenig wie in den Boomzeiten. Reiche Londoner, Chinesen, Russen, sie seien seine Kunden. „Die da draußen kaufen bei mir nicht ein“, schimpft er. „Die geben nichts, die nehmen nur.“

Das Vereinigte Königreich haddert mit dem Wirtschaftszweig, der das Land zum zweiten Mal in seiner Geschichte zum Empire gemacht hat: diesmal als internationale Finanzmacht. Mehr als 14 Prozent trägt der Sektor zum Bruttoinlandsprodukt bei, rechnet man die Dienstleistungen von Anwälten, Controllern und Beratern der Geldinstitute ein.

### EXPORTSCHLAGER FINANZEN

Die Zahl untertreibt die Bedeutung der Branche für Wirtschaftswachs-

tum, Jobs und Steuereinnahmen sogar noch: Der Finanzsektor erwirtschaftet einen Exportüberschuss, der so hoch ist wie der aller übrigen Branchen zusammengenommen – von Auto bis Pharma. Die City ist das Herz der britischen Wirtschaft.

Wenn dieses Herz ins Stottern gerät, droht dem ganzen Organismus der Kollaps. Seit dem Ausbruch der globalen Krise leidet die City unter heftigen Rhythmusstörungen. Mehr als 100 000 Jobs haben Banken, Versicherungen und Fonds seit 2007 gestrichen. Ohne Hilfe des Steuerzahlers hätten Institute wie die Royal Bank of Scotland oder Lloyds nicht überlebt. 66 Mrd. Pfund hat Großbritannien für die Bankenrettung aufgebracht, während das staatliche Haushaltsdefizit explodierte. Das Land verlor darüber die Bestnote der Kreditwürdigkeit.

Obwohl Ökonomen und Opposition massive Bedenken äußern, steuert der konservative Premierminister David Cameron mit einem Sparkurs gegen. Nur haarscharf ist die Wirtschaft am Double Dip, der zweifachen Rezession, vorbeigeschrammt.

### DAS WIMBLEDON-PHÄNOMEN

Die Erholung hat begonnen. Doch noch immer liegt die Wirtschaftsleistung Großbritanniens unter dem Niveau von 2007. Die verfügbaren Einkommen der Arbeitnehmer sind geschrumpft. Jeder zweite Brite kämpft nach einer Studie damit, seine Rechnungen zu bezahlen.

Die Krise hat eine alte Debatte neu entflammt: Wie gesund ist eine Wirtschaft, die zu 75 Prozent von Dienstleistungen abhängt? Das Land, in dem Ende des 18. Jahrhunderts die Art zu produzieren revolutioniert wurde, hat eine beispiellose Deindustrialisierung erlebt. In den vergangenen 30 Jahren ist das verarbeitende Gewerbe um zwei Drittel geschrumpft. „Warum macht Großbritannien keine Dinge mehr?“, fragte nach dem Finanzcrash frustriert die Zeitung „The Guardian“.

Und wie gesund ist eine Wirtschaft, die zwar einen der wichtigsten Bankenplätze der Welt beherbergt, dessen eigene Unternehmen und Produkte aber selten Weltklasse sind? „Wimbledon-Phänomen“ nennen die Briten das: Sie tragen die Spiele aus, den Pokal holen die anderen. Lange hat man sich damit getröstet, dass die Kasse trotzdem stimmt. Die Krise warf diese Rechnung über den Haufen.

Die Regierung Cameron hatte sich nach dem Amtsantritt vorgenommen, die Wirtschaft besser auszubalancieren. Im Frühjahr 2011 rief Schatzkanzler George Osborne den „Marsch der Macher“ aus. „Wir wollen, dass die Worte ‚Made in Britain‘, ‚Created in Britain‘, ‚Designed in Britain‘, ‚Invented in Britain‘ unsere Nation vorantreiben“, verkündete er kämpferisch. Doch das britische „Produkt“, das seitdem weltweit am meisten Aufsehen erregte, kam nicht aus der Fabrik, sondern aus dem Schoß der Herzogin von Cambridge: Die Geburt von Prinz George werde die Einzelhandelsumsätze in diesem Jahr um 243 Mio. Pfund steigern, hat das Centre for Retail Research in Nottingham errechnet. Für eine Trendwende reicht das nicht.

### DAS SCHWACHE PFUND STÄRKT

Nur inchweise arbeitet sich UK PLC aus der Talsohle heraus. Um 0,7 Prozent ist die Wirtschaft im zweiten Quartal dieses Jahres gewachsen. Sie verdankt das vor allem zwei Faktoren: erstens dem Kursverlust des Pfunds, der Exporte erleichtert. Das nützt zum Beispiel der Autoindustrie. Bentley – seit 15 Jahren eine VW-Tochter – hat gerade angekündigt, in der Fabrik in Crewe sein erstes SUV zu bauen. Gekauft werden solche Autos vor allem in China, im Nahen Osten und in den USA.

Zweitens wird die Wirtschaft von den niedrigen Zinsen stimuliert. Sie animieren die Verbraucher, auf Pump zu kaufen. Der neue Notenbankgouverneur Mark Carney – ein



Feine Gentlemen's Clubs haben in London Tradition. Steve Pette und sein Partner haben einen Club für Leute gegründet, die erst noch reich werden wollen: Central Working soll Arbeitsort und Kontaktbörse sein

Import aus Kanada – hat versprochen, auf absehbare Zeit an der Politik des billigen Geldes festzuhalten. Doch er räumt ein, die Zentralbank könne kein „nachhaltiges Wachstum“ schaffen.

Die Regierung heizt den Konsum mit einem Subventionsprogramm für Hauskäufer an – wie einst Margaret Thatcher. Die Folge: Der Run auf Immobilien hat die Preise in die Höhe getrieben. London ist für viele längst unbezahlbar. Es profitieren jene, die unter der Situation am wenigsten leiden: So ist der Wert des königlichen Immobilienportfolios auf rekordverdächtige 8,1 Mrd. Pfund gestiegen. Mehrere Botschaften haben angekündigt, ihre repräsentativen Villen in der Hauptstadt zu verhöckern und in billigere Funktionsbauten oder weiter nach draußen umzusiedeln.

Steve Pette muss erst mal keine höheren Kosten für sein Büro fürchten. „Unsere Miete ist zum Glück vorläufig fixiert“,



sagt der Geschäftsführer von Central Working, einem Start-up im aufstrebenden Stadtteil Shoreditch. Wenn der Entrepreneur morgens aus der U-Bahn steigt, dann spürt er nichts vom Katzenjammer, der im nahe gelegenen Finanzdistrikt herrscht. Das hier ist Boomtown: Das einst heruntergekommene East London hat sich zum Zentrum der Tech- und Kreativszene entwickelt. Während die Banker in den Glastürmen der Square Mile und von Canary Wharf, den alten Docklands, residieren und die Hedgefonds-Manager das edle Mayfair besetzt haben, hat die Internetgemeinde die alten Lagerhäuser rund um den „Silicon Roundabout“ erobert. An jeder Ecke schießen Cafés, trendige Geschäfte und Loftbüros aus dem Boden.

In einem davon arbeiten Pette und sein Geschäftspartner James Layfield an einer besseren Zukunft für sich selbst und Großbritannien. „Mein ganzes Geld, meine Rente und die Ersparnisse meiner Frau“ hat Pette investiert. Am Ende fanden sie noch zwei Investoren, die die fehlende halbe Million drauflegten. Im Mai 2011, mitten in der Krise, eröffneten sie ihren ersten Club für Gründer und Kleinstunternehmen. Ein bisschen sieht es hier aus wie in einer Kita für Erwachsene: Rund um das grüne Sofa in der Mitte stehen bunte Regalkästen. An scheinbar zwanglos verteilten Holzschreibtischen im Ikea-Look starren junge Leute allein oder gruppchenweise auf ihre Macbooks.

#### INTELLIGENZ DES KOLLEKTIVS

Central Working verkauft eine alte Erkenntnis in neuer Verpackung: Business ist Kommunikation. Zwischen 99 und 449 Pfund kostet die Mitgliedschaft monatlich. Dafür können sich die Gründer nicht nur in die Datenleitung einstöpseln. Sie treffen Gleichgesinnte und mögliche Geschäftspartner. „Kollektive Intelligenz und Kooperation“ nennen die Gründer das. Sie bringen Leute zusammen, die einander nützlich sein kön-

nen. Rovio, der finnische Entwickler des Computerspiels „Angry Birds“, steuerte von hier aus sein britisches Geschäft. Nebenan, im Kellercafé des Google-Campus, läuft die ferrarirote Kaffeemaschine im Dauerbetrieb: „Kaffee ist der wichtigste Produktivitätsfaktor“, behauptet Pette. „Deswegen haben wir hier einen der besten Baristas von London.“

#### SCHAULAUF BEI DEN TECHIES

35 weitere Clubs sollen folgen, kündigt Pette an. Sie haben für die kommenden fünf Jahre hochgerechnet: 22 000 Unternehmen, die sich zeitweise einmieten – jedes schafft im Schnitt vier Jobs. In Summe wäre das ein Drittel aller Finanzjobs in der City.

Das Businesskonzept mag realistisch sein oder auch nicht – die Politik saugt die Botschaft begierig auf. Die „flat white economy“, benannt nach der beim Shoreditcher Szenepublikum angesagten Variante des Cappuccino, soll die schlappe britische Wirtschaft neu beleben. Mit Steuer- und Visa-Erleichterungen fördert die Regierung die Ansiedlung von Technologiefirmen in dem Cluster rund um die U-Bahn-Station Old Street. Im Londoner Bürgermeisterwahlkampf liefen Amtsinhaber Boris Johnson und Premier David Cameron gemeinsam bei Central Working für ein Treffen mit Techies auf. Die Großbank Barclays engagiert sich im Club – Kleinstkunden zählen wieder.

Denn die britische Geldbranche übt sich in Demut. Gerade hat sie ihre vorerst letzte Schlappe erlitten. Im Juli entzog ihr die Finanzaufsicht die Berechnung des Libor. Künftig wird der Referenzzins, an den unzählige Verträge gekoppelt sind, auf der anderen Seite des Atlantiks, in New York, festgesetzt. 2012 hatte sich herausgestellt, dass er bei Barclays jahrelang manipuliert worden war. Mittlerweile vermuten die Ermittler, dass mehr als ein Dutzend Banken weltweit beteiligt waren. Es ist nicht der einzige Skandal, der vor Gericht aufgearbei-



01



02



03

## Die City ist der mächtigste Verbündete Camerons, um einen EU-Austritt Großbritanniens abzuwenden

Francesco Stelitano/LUZphoto/fotogloria, Ronald Dick, Simon Roberts/Gallery Stock

tet wird. Auch der Investmentbanker Kweku Adoboli, dessen Spekulationen der Großbank UBS 2011 einen Milliardenverlust einbrachten, beschäftigt weiter die Justiz. Gegen seine Verurteilung zu sieben Jahren Haft hat der Ex-Händler Berufung eingelegt.

Trotzdem hat die Regierung den Tonregler des Banker-Bashings in den vergangenen Monaten hörbar heruntergedreht. „Die Rhetorik wird weicher“, stellt ein City-Insider befriedigt fest. Die Briten hätten ja Grund zum Ärgern, sagte Finanzminister Osborne jüngst – nur um gleich zu warnen, Ärger sei destruktiv, wenn er nicht zu Veränderungen führe. „Er kann dieses Land Jobs und Wohlstand kosten. Wir reden hier über eine Branche, die eine Million unserer Bürger beschäftigt.“

Der für seine bösen Sprüche berühmte Wirtschaftsminister Vince Cable hat sich ein neues Opfer gesucht. Statt der Finanzfirmen in der

City geißelt er nun die Bank of England als „Taliban des Kapitals“.

Die Regierung ist sich der Bedeutung der Geldbranche bewusst. In Brüssel müht sie sich, die Einführung einer Finanztransaktionssteuer zu stoppen, weil sie Londons Wettbewerbsfähigkeit gegenüber den Rivalen in Asien beeinträchtigen könnte. Zudem ist die City der mächtigste Verbündete Camerons, um einen Austritt der Insel aus der EU abzuwenden, den sich viele Briten wünschen.

#### THERAPIE FÜR BANKER

Dürfen wir die City hassen oder müssen wir sie lieben? Es scheint, als läge ganz Großbritannien auf der Couch.

Bei Karin Peeters sitzen die Patienten in einem gemütlichen Stoffsessel, wenn sie einen Weg aus dem falschen Leben ins richtige suchen. Peeters hat

**01** Die Uniform der City ist der Anzug. Materiell haben viele Banker die Krise einigermaßen überstanden. Aber der Statusverlust schmerzt

**02** Zu Therapeutin Karin Peeters kommen Banker, die Zweifel am Job und der eigenen Rolle plagen

**03** In diesem Konferenzraum einer Londoner Investmentbank herrscht Leere – Kritiker der Finanzwelt meinen: nicht nur physisch



das Möbel ganz nah ans Fenster herangerückt, sodass man das Gefühl hat, direkt unter den beiden großen Kastanienbäumen vor dem Haus zu sitzen. „Sie sitzen hier, und manchmal schauen sie einfach nach draußen.“ Sie, das sind ihre Kunden aus der Finanzindustrie. Peeters ist Coach, Karriereberaterin – und Therapeutin. Ihre Praxis liegt in Ealing Broadway, einem Vorort ganz im Westen von London, nah zum Flughafen Heathrow und weit weg von der Hektik der City.

### BANKER SEIN IST KEIN JOB

Hierher kommen Banker, die am eigenen Tun zweifeln. Oder mit der Verachtung, die den einstigen Helden des Geldes entgegenschlägt, hadern. „Ich bin doch kein Teufel“, hat einer zu ihr gesagt. Einige ihrer Kunden haben die Berufsangabe von Dating-Websites gelöscht. Die eigenen Eltern würden ihnen vorwerfen, Steuergelder missbraucht zu haben, erzählen sie. Auf Partys verschweigen sie nun, womit sie ihr Geld verdienen.

Die Krise hat manch einen in der Branche nicht nur materiell getroffen, sondern im eigenen Selbstverständnis, hat die gebürtige Niederländerin beobachtet. Oft ist die Arbeit in der Bank nicht bloß ein Job, sondern eine Identität. „Und wenn dein Beruf dann in den Augen der Öffentlichkeit nicht mehr als supercool gilt, sondern als totaler Mist, dann wirst du selbst in deiner Wahrnehmung —————>



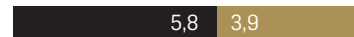
01

### WO DER WOHLSTAND AM KAPITAL HÄNGT

Beitrag der Finanzbranche zum Bruttoinlandsprodukt (BIP) in Prozent, 2011

#### FINANZDIENSTLEISTUNGEN FÜR INLÄNDER, FÜR AUSLÄNDER

Großbritannien



Vereinigte Staaten



Japan



Frankreich



Deutschland



Quelle: The City UK, Länderstatistiken

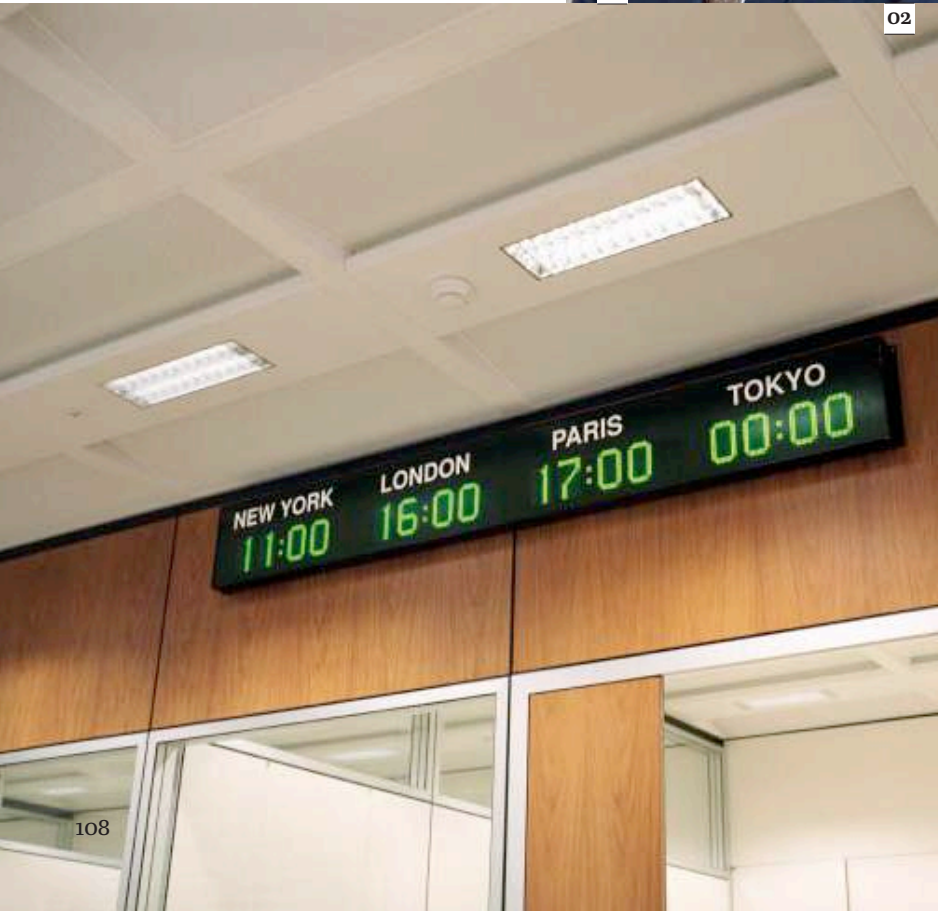


03

**01** Will Martindale hat die Seite gewechselt. Statt für die Finanzbranche arbeitet er nun für die Hilfsorganisation Oxfam. Für ihn ist der Unterschied nicht so groß, wie er scheint

**02** Der Handelsraum einer Bank ist ein globaler Ort. Wer hier arbeitet, fühlt sich der Lebensweise seiner Kollegen in New York oder Tokio oft näher als der anderer Londoner Bürger

**03** Banker üben ihren Job oft rund um die Uhr aus. Dafür bekommen sie jede Menge Geld. Und das Gefühl, an den Hebeln zu sitzen, die die Welt bewegen



zum Mistkerl“, sagt sie. Trotzdem fällt die Abnabelung oft schwer. Nicht nur wegen des Geldes. „Das sind hochintelligente Leute. Sie lieben das Spiel, die Herausforderung. Sie wollen etwas bewegen, und zwar schnell.“ Das Leben im Handelsraum des 49. Stocks ist aufregend.

Will Martindale hat den Absprung geschafft. Nach dem Studium hatte er 2006 bei JP Morgan angefangen. Für jemanden, der mit Zahlen umgehen kann und ehrgeizig ist, war die Finanzbranche die logische Wahl. Der 30-Jährige wollte eigentlich nicht länger als ein Jahr bleiben, „aber dann kam ich nicht mehr los“: das Geld, der Lebensstil, der Status, die Freunde. Er machte Karriere, wechselte zu BNP Paribas, wurde Business Manager für den Handel mit Kreditderivaten in New York. Dann beschloss er, dass es genug ist. Er ging zu seinem Chef.

#### HILFSPROJEKTE STATT DERIVATE

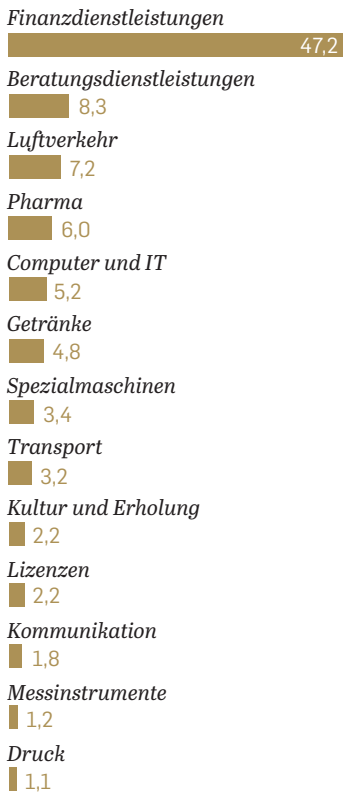
Wenn jemand bei einer Investmentbank kündigen will, dann bietet die Personalabteilung ihm normalerweise mehr Geld. Aber wie soll man einen locken, der geht, um für einen Bruchteil des Einkommens zu arbeiten? Sie boten ihm die Versetzung nach Singapur an, er lehnte ab.

Nun sitzt er da, wo er hinwollte: im dritten Stock eines schönen Gebäudes beim Victoria-Bahnhof. Sein Arbeitsplatz besteht aus einem schmalen Abschnitt der langen Tischreihe. Dicht an dicht sitzen die Kollegen zusammen. Martindale trägt ein Hemd mit großen Karos und Stoffschuhe. Er hat am Wochenende ein bisschen viel Sonne abgekriegt in diesem Londoner Ausnahmesommer. Sein strubbeliger schwarzer Pony hängt ihm in die Stirn. „Es ist ein großer Sprung vom Handel mit Kreditderivaten zu Oxfam“, sagt er gut gelaunt.

Klar haben ihn manche seiner Freunde für verrückt erklärt. Aber dafür könne er sich nun auch mal mit ihnen verabreden, statt mindestens zwölf Stunden am Tag zu arbei-

### GELD FÜR DIE WELT

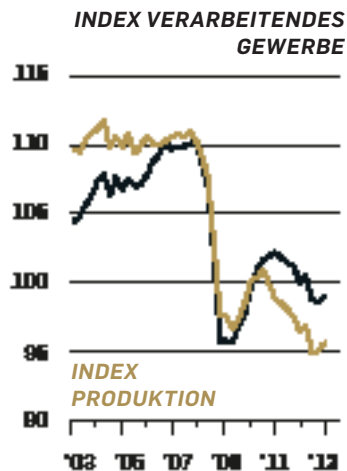
Britische Wirtschaftssektoren mit Handelsüberschuss, in Mrd. £, 2011



Quelle: ONS, The City UK

### DIE INDUSTRIE KOMMT NICHT AUS DER KRISE

Produktion und verarbeitendes Gewerbe in Großbritannien. 2010 = 100



Quelle: ONS, saisonbereinigt

ten, und das oft genug von Montag bis Sonntag. Er tut etwas, an dessen Sinn er glaubt. Und er kann sagen, was er denkt. „Solange ich in der Bank gearbeitet habe, wäre es unmöglich gewesen. Es ist so schade. Viele Leute haben gute Ideen für Veränderungen, aber sie können sie nicht artikulieren.“

#### MORALISCHE GESCHÄFTE

Martindale kann sich artikulieren. Und er spricht die Sprache des Gegners. „Die NGO-Szene liebt es, lange Abhandlungen zu schreiben. Die Finanzbranche will Bilder, keine Worte. Fakten. Statistiken.“

Wenn er einen Termin in der City hat, holt er den dunklen Anzug aus dem Schrank und packt seine Charts in den Aktenkoffer. Er hat viele Termine dort. Denn er und seine Mitstreiter arbeiten daran, die Finanzbranche zum Werkzeug des Guten zu machen. Hedge-, Pensions- und Versicherungsfonds sollen überzeugt werden, dass ihre Milliarden am besten in solchen Unternehmen angelegt sind, die Umwelt, Gesellschaft und Mitarbeiter respektieren. Deshalb hat Oxfam eine Matrix erstellt, aus der hervorgeht, welche der zehn führenden Nahrungsmittelkonzerne den Anforderungen genügen – und welche nicht.

„Wir argumentieren für die Moral und für das Geschäft“, sagt Martindale. Sie hören ihm zu in der City, hat er festgestellt. Das reine Finanzmarktdenken sei dem Willen gewichen, ein bisschen mehr „Teil der realen Wirtschaft“ zu sein. Auch beim früheren Arbeitgeber BNP Paribas durfte er präsentieren.

Das Banker-Bashing habe den Druck für Reformen erhöht. „Die Leute hassen Banker“, sagt Martindale. „Aber ich bin nicht moralisch besser, weil ich bei Oxfam arbeite.“ Er kann sich vorstellen, irgendwann wieder die Seite zu wechseln. Martindale fürchtet das Reich des Bösen nicht – für ihn gibt es kein Dort und Hier. „Alles ist Finanzen. Jeden Tag und den ganzen Tag.“